

theaters fühlt und ihm auf die neue Art, die die Zeit verlangt, zu dienen entschlossen ist. Auch wird man, denke ich, gespürt haben, daß mich an ihm der Mensch noch mehr als der Beamte interessiert. Es gibt Leute, die in ihren Functionen verschwinden; hat man ihr Antlitz geschildert, so ist nichts mehr zu sagen. Andere thun ihre Geschäfte so, daß sie zugleich Aeußerungen ihrer Natur werden, sozusagen Buchstaben, die am Ende das Wort ihres Wesens geben. So ist unser Director: er kann sich nicht verheimlichen, jede kleine Handlung spricht ihn aus. Aber hören wir an, was sie denn ausspricht: wie ist das? Wie ist seine Natur? Ist sie groß? Ich glaube, daß sie gewiß sehr stark ist. In dieser armen Zeit der müden Menschen scheint es mir wichtig, Leute von Kraft zu finden. Wir werden heute jeden nach der Energie schätzen, die er uns mittheilen kann. Je activer einer seine Seele in Thaten hergibt, desto mehr wird er jetzt bedeuten. Darum empfinde ich, daß dieser leidenschaftlich mit vollen Händen sich verschenkende Mann ein Glück für uns ist. Er rennt über den alten Acker unserer Cultur hin und streut aus. Welch ein Leben, welcher Reichthum! Man darf wohl an die heftigen Figuren der Renaissance bei ihm denken. Jene Zeit ist größer gewesen, so sind ihre Leute höher gestanden, doch die Flamme seines Lebens brennt nicht schwächer. Zu ihm möchte ich unsere Jünglinge schicken, damit sie spüren, was es ist, stark zu sein, und damit sie von ihm leben lernen sollen. Wir haben, wie Maurice Barrès sagen würde, wir haben jetzt in Oesterreich keinen besseren Professor der Energie als ihn.

Das ist es aber nicht, was ich heute sagen will. Ich will heute weder über den Director noch über den Menschen sprechen, sondern über den Autor. Auf einmal ist es ihm eingefallen, auch als Autor aufzutreten. Er hat eine Art Roman und ein Stück geschrieben. Jener, der „Simon Thums“^{*)} ist soeben erschienen; dieses, das heute im Volkstheater gespielt wird, „die Bürgermeisterwahl“, war Herr von Bukovics so gut, mich lesen zu lassen. Ueber diese zwei Werke möchte ich nun meine Meinung sagen, so als ob ich gar nicht wüßte, daß sie von dem Director des Burgtheaters, für den ich bin, und von dem menschlichsten Menschen unserer Stadt sind.

Den „Simon Thums“ haben wir zuerst in der „Neuen Freien Presse“ gelesen. Da ist es ihm wunderbar ergangen. Den Leuten von der Literatur hat er nicht gefallen und auf die anderen, denen er gefiel, kann er nicht stolz sein. In einer unangenehmen Weise ist er gelobt worden. Die Unliterarischen haben ihn gepriesen, weil er endlich einmal die Wahrheit über unser Gerichtswesen sage, weil er der schlechten Gesellschaft der Reichen die Wahrheit sage und weil er sogar, im letzten Capitel, unserer ganzen Ordnung der Dinge überhaupt die Wahrheit sage. Mit Recht haben darauf die Kenner geantwortet, Wahrheiten zu sagen, das heißt also: Mißbräuchen unseres gemeinen Lebens den Proceß zu machen sei nicht das Amt der Kunst, sondern dann möge der Autor auf eine Kanzel oder in eine Redaction treten, aber die Literatur in Ruhe lassen, die gerade dort aufhört, wo die Tendenz anfängt. Sie gaben ja zu, daß er amüsant zu lesen sei, und als ein Document unserer Zustände wollten sie ihn gern gelten lassen. Sie lobten auch die Treue seiner Beobachtungen, die Kraft seiner Schilderungen und den Muth seiner Anklagen. Dies alles leugneten sie nicht, aber es war ihnen leid, daß er doch dabei so „unliterarisch“ sei. Fragte man, was sie denn damit eigentlich meinten, so wendeten sie sich gleich zum Detail, seine unmäßigen und verwickelten Sätze oder Constructionen, die eher lateinisch, vielleicht juristisch, gewiß nicht deutsch seien, verspottend und banale Abjektiv-, Wendungen von roher Art oder schlechte, unpräcise Worte ärgerlich citierend. Sie wurden dabei zorniger, als man es sonst über Bücher zu sein pflegt, und man hörte ihnen an, daß sie sich im Innersten beleidigt fühlten, als werde durch dieses curiose Buch alles, was sie selber seit so vielen Jahren geschaffen, ja eben ihr ganzes Schaffen selbst in seiner Existenz bedroht. So schienen sie es zu empfinden. Hatten sie recht? Nun, ich glaube auch: was die Leute von der Literatur in den letzten zehn Jahren bei uns gethan haben, dem wird in der That durch dieses Buch ein Ende gemacht. Nur sollten sie das nicht beklagen und nicht denken, daß es ihnen deshalb feindselig ist, sondern begreifen, daß so vielmehr ihrem Thun und Trachten erst der rechte Schluss wird. Doch das muß ich deutlicher sagen.

Man bestimme sich einmal auf die letzten zehn Jahre unserer Literatur in Oesterreich. Was ist ihr Sinn gewesen? Die jungen Leute, die vor zehn Jahren begonnen haben, wollten eine österreichische Literatur schaffen. Sie dachten, daß es neben der großen Kunst, die das Ewige aller Menschen ausspricht, noch für jede Race einen eigenen Ausdruck ihrer besonderen Instincte geben soll; diese tiefen und geheimen Mächte seien das Beste im menschlichen Besitz und das Verlässliche. Sie kann uns keine andere Literatur fühlen lassen, also gehen wir daran, eine eigene aus uns selbst zu schaffen. Aber wie macht man das? wie schafft man eine Literatur? Das war so, als spüre jemand eine Melodie in sich, die er von einem Orchester hören möchte — aber kann dazu sein musikalisches Gefühl genügen? Nein, er muß zuerst die Instrumente kennen lernen. Er muß wissen, was er der Flöte anvertrauen darf, und muß das Wesen der Geige empfinden. Das ist der Inhalt dieser zehn Jahre gewesen: wir haben die Flöten und Geigen probiert und ihr Wesen erlernen wollen, ein großes

^{*)} „Simon Thums“. Einige Tage aus seinem Leben. Von Max Burckhard. Stuttgart, S. G. Cotta.

Stimmen und Versuchen unserer Instrumente ist es gewesen. Wir haben Novellen geschrieben, um herauszubringen, was die Abjektivität wert sind, ihre Farbe recht zu spüren und ihren Klang zu vernehmen, und wir haben empfinden wollen, was die Metapher ist. Dann sind wir verwegen geworden: es hat uns gelockt, das Drama oder den Roman um seinen Sinn, um sein Wesen zu befragen. So haben wir alle Formen ausprobieren wollen. Nimmt man es genau, so wird man sagen dürfen: nicht um dies oder das zu sagen, sondern um vieles zu erfahren, haben wir „gedichtet“. Lauter Fragen um den Wert und die Bedeutung aller Formen sind unsere Werke gewesen, gleichsam Interviews mit dem Wesen des Romans oder der Novelle oder des Dramas. Das Resultat ist denn auch, daß wir jetzt wirklich unsere Instrumente kennen und daß sie uns gehorchen: wir haben uns ein ruhiges Wissen und das sichere Können erworben. Wir werden jetzt der Flöte nicht mehr zumuthen, was die Geige besser kann, und setzen wir sie an, so muß sie nach unserer Laune klingen, leise oder voll, wie wir gebieten. Es hat uns Mühe gekostet, darum sind wir jetzt auch so stolz, und wer nicht blasen kann, auf den sehen wir herab. Es ist aber nicht zu leugnen, daß Max Burckhard nicht blasen kann.

Nein, Burckhard kann noch nicht blasen. Mit der Flöte geht er um, als ob es eine Bassgeige wäre, und die Instrumente ächzen in seiner harten Hand. Er hat sie nicht spielen gelernt, er hat gar nicht die Zeit dazu gehabt: denn in seiner Seele war die Melodie zu laut, sie konnte nicht warten, sie mußte heraus, so oder so, auf dem rechten Instrument oder auf einem falschen, irgendwie, ungeschicklich, verstimmt, aber heraus, heraus! Zu heiß sind seine Lippen gewesen, davon sind sie aufgesprungen und nun dampfen die Worte wild heraus. Die Literatur ist ihm wie eine fremde Sprache, er hat keine Zeit, sie erst zu lernen: er hat uns etwas zu dringendes zu sagen; da hilft er denn mit Zeichen und Gebärden nach, mag es seltsam sein, am Ende werden wir es doch verstehen — und es ist zu wichtig, er kann nicht warten. Das muß uns bescheiden: wir sind doch jetzt schöne Reden gewohnt. Aber er hat uns etwas zu sagen: da hören wir doch hin, denn das sind wir gar nicht mehr gewohnt.

Zehn Jahre haben wir uns um alle Formen der Literatur bemüht, um sie uns anzueignen. Dies ist uns gelungen. Aber dabei haben wir, scheint es fast, ganz vergessen, daß sie ja doch alle bloß Mittel sind, um etwas zu sagen. Auf allen Instrumenten sind wir nach und nach Virtuosen geworden. Nun, warum lassen wir denn dann nicht unsere Melodie wirklich hören? Haben wir sie, vor lauter Lernen, vergessen? Das ist diesem vom Leben triefenden Manne unertüchlich geworden. „Was geht mich die Novelle an, was geht mich der Roman an! Spürt ihr denn das Leben nicht, seht ihr es nicht, hört ihr es nicht, seid ihr denn blind, taub und stumm? Ich kann mir nicht helfen, ich muß euch vom Leben erzählen — es ist zu stark in mir, es zerreißt mich sonst, ich explodiere!“ Solche Explosionen sind sein Roman und sein Stück. Wie einer, der im Krieg dabei gewesen ist, es aussprechen muß, weil es ja sonst keiner weiß als er, so spricht er das Leben aus oder eigentlich, das Leben schreit sich aus ihm heraus. Ob das Literatur ist? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß es gerade das ist, was wir jetzt brauchen — wenn wir nicht Alexandriner werden wollen, bloße Jongleure mit gefährlich schönen Epitheten. Da hat er uns in der letzten Stunde erinnert, daß unser großes Können aller Instrumente todt ist, wenn wir keine Melodie zu spielen haben. Ich hoffe, sein Zorn wird uns aufwecken — und dann würde sein Roman, dieses „unliterarische“ Werk, eine literarische „That“ gewesen sein! Das mögen die Leute von der Literatur bedenken: dann werden sie ihm die Hand geben, um ihn in ihren Kreis zu führen.

Sein Stück ziehe ich dem Romane vor: es ist viel mehr ein „Stück“, als er ein „Roman“ ist. Ohne rechte Handlung, mehr eine Reihe von graziösen und herrlich frechen Szenen, läßt es doch vermuthen, daß in seinem Autor ein Dramatiker steckt. Ganz dramatisch, mit einer fast shakespeareischen Freiheit von der Welt, die ja doch nur ein heiteres Spiel für den Weisen ist, steht er die Noth und den Tumult der Menschen an. Man mag etwa an das „Lumpengesinde“ von Wolzogen oder an den „Viberpelz“ von Hauptmann denken, in diese Gattung gehört es. Aber es wird uns lieber sein, denn es redet auf unsere Art zu uns. Eine gut österreichische Stimme klingt uns aus ihm lieb ins Ohr, und so nahe geht uns manches Wort, daß wir verwundert aufschauen, fast erschrocken, als hätten wir selber laut gedacht.

Hermann Vahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Der Minister des Aeußeren Graf Goluchowski ist seinem polnischen Landsmann, dem Ministerpräsidenten Grafen Badeni zu tiefem Dank verpflichtet. Graf Badeni bildet nämlich die ministerielle Zwergfigur, neben der sich Graf Goluchowski vergleichsweise noch immer als großer Mann ausnimmt. Graf Goluchowski ist wohl auch kein staatsmännisches Genie, aber doch wenigstens kein solches Ungeziege wie der Graf Badeni. Als Ministerpräsident hat Graf Badeni einen parlamentarischen Bürgerkrieg zwischen den Deutschen und Czechen heraufbeschworen und Oesterreich vollständig unter das Joch Ungarns gebeugt. Was hätten wir erst von ihm erleben müssen, wenn er — wozu er in gleichem Maße wie zum Ministerpräsidenten befähigt ist — zufällig Minister des Aeußeren geworden wäre? Dann hätten wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon